



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 7.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1929.

Heidehof.

Es liegt der Hof im Sonnenschein
In süßer Mittagsruh;
Der Linde Duft umfächelt ihn,
Der Esen deckt ihn zu.
Das braune Dach von Reith und Stroh
Nimmt mild die Sonnenglut,
Und groß und klein und jung und alt
Ruht wohl in seiner Hut.
Zur alten Linde bei dem Soot
Die Immen summen her,
Wo Blüte sich an Blüte reiht,
Von gold'nem Honig schwer.
Ein Greis sitzt vor der großen Tür
In heller Sonnenslut;
Sie glänzt in seinem Silberhaar
Und wärmt sein altes Blut.
Es liegt der Hof im Mittagstraum,
Die Kiefern säuseln leis,
Sie singen wohl ein Schlummerlied
Dem müden, stillen Greis.

H. M.

Die Geschichte des heimischen Schützenwesens.

Von J. J. Cordes (Bremerhaven).

Die Heimat der Schützenfeste ist ohne Zweifel die Stadt. Die ältesten Berichte derartiger Veranstaltungen stammen aus den Reichsstädten und größeren Handelsstädten. Aus der Provinz Hannover liegen für die Gründung von Schützengilden folgende Zahlen vor: Hannover 1379, Silbesheim 1367, Göttingen 1600, Helzen 1547, Emden 1551, Wernigerode 1451. Auch die Landesfürsten begannen früh, ihre Untertanen zu bewehren, um sie für den äußersten Notfall im Gebrauch der Waffen zu üben. Der Gilde in Freiburg a. d. E. verlieh im Jahre 1612 der Erzbischof von Bremen ein „Fähnlein“, und Herzog Otto I. von Harburg erwarb sich auf dem von ihm eingerichteten Vogelschießen vor den Toren seiner Residenz im Jahre 1528 die erste Königswürde.

In einzelnen Städten vollzog sich schon sehr früh die Umkehrung ritterlicher Waffenübungen ins Bürgerliche. Nach der Schöppchenchronik von Magdeburg (1362 bis 1372) kann das dortige „Gralsfest“ des Jahres 1387 bereits als Schützenfest angesprochen werden. Hamburg 1464.)

In der Zeit von den Kreuzzügen bis ins 16. Jahrhundert war die Armbrust die verbreitetste Waffe. Sie erhielt sich im Feldgebrauch bis auf Karl V. und bei den Schützengesellschaften bis ins 18. Jahrhundert. Ihre Handhabung und Bedienung erforderte besondere Übung und Geschicklichkeit, weswegen die „Schützen“ oder „Schütten“ in Hannover und Hamburg auch einen besonderen Sold erhielten. In den Städten schlossen sich entweder die einzelnen Stadtteile oder Zünfte zu Waffengilden zusammen und das sind die Anfänger der heutigen Schützenvereine.

Man schloß nach dem Vogel mit der Armbrust und mit dem Feuergeweh nach der Scheibe, in Freiburg a. d. E. erstmalig 1639.

Wie jedoch die Turniere, so entarteten in der Folgezeit auch die Schützenfeste. In längeren Friedensperioden trat der eigentliche Zweck zurück und übermäßiger Aufwand und Volksbelustigung blieben. Immerhin lag natürlich in dem Zusammenschluß und dem gemeinsamen Hervortreten der waffengeübten Mannschaft einer Stadt der Ausdruck selbstgewußter Kraft und in der Teilnahme an den Schützenfesten anderer Städte in jener verkehrsarmen Zeit ein Antrieb zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen und zum Austausch von Gedanken und Erfahrungen (siehe Südhannover).

Die große Volksstimmlichkeit der Schützenfeste hat vor allem seinen Grund in der Verknüpfung mit den altüberlieferten Maiesten. Man versteht, daß die Schützenfeste ursprünglich an den Pfingsttagen stattfanden. Die heidnische Herkunft und das Bestreben der Kirche, die Feiertage für den Kirchenbesuch frei zu halten, mögen der Grund gewesen sein, daß die Konfiskationen verfügten: „Wo das Bogelschießen nicht gänzlich abgelaufen werden mag, soll eher nicht denn Dienstag in Pfingsten nach der Predigt angefangen werden.“ Es ist auch möglich, daß die Geistlichkeit die Veranlassung gab, daß, anstatt nach einem Hahn oder einer Taube, nach einem Papagei geschossen wurde. (Papageje oder kurz goje, daher die Ausdrücke: gojenschießen und gojenborm.) In Hannover befand sich bereits 1379 eine „Papageiensellschapp“.

Der Schutzpatron der „Schützen“ war der hl. Sebastian aus Narbonne. In all den Jahrhunderten bewahrten sich die Gilden den Geist der Kunst, Ordnung, der Kameradschaft und des Gemeinfinns. In Freiburg a. d. E. (1598) wurde 1620 von der „Brüdergilde“ eine Brandgilde gegründet, die durch Arbeits- und Geldhilfe die vom Feuer Geschädigten unterstützte. Besonders in der „Fladzeit“ wurden die von der Gilde kasse angeschafften Löschgeräte auf ihre Brauchbarkeit von den Feuer geschworenen geprüft. Eine 1620 resp. 1662 gebildete Sterbelasse verpflichtete die Mitglieder zur Leichenfolge und gewährte im Todesfalle zwei englische Salen von 6½ und 4 Ellen und im Verarmungsfall 2 Mark lübisch. Ueber die Nachbarnhilfe hinweg erwachte in diesen Gemeinschaften der Sinn für das Gemeinwohl und das Verständnis für die Notwendigkeit gegenseitiger Hilfeleistung und Unterstützung. Ein warmer, wohlthuender Zug in harter Zeit.

Entsprechend seinem eigentlichen Zwecke (Wehrhaftmachung und Schutz der Heimat) ist der ganze organisatorische Aufbau der Gilden militärisch straff, ernst und würdig. Die Beamten heißen noch heute Hauptmann, Leutnant, Adjutant, Fähnrich, Zugführer, Hornträger, Oberschütze, Schütze usw. Während der Festtage übernahm die Gilde meist die Polizeiordnung selbst.

Die Preise waren sehr verschieden. In größeren Städten bestanden sie wegen der höheren Mitgliederzahl und der dadurch bedingten höheren wirtschaftlichen Kraft — vielleicht auch infolge landesfürstlicher Zulwendungen — aus Pferden, Ochsen, Kälbern, Gänzen, Polaken, Tuch und Schmiedgegenständen. In kleineren Verbänden in zinnernen Tellern, Löffeln, Schüsseln und in Bargeld. Auf dem Festplatze spielte von jeher der Glückspott eine große Rolle. Im Jahre 1848 waren ein Marussell, ein Panorama und eine Lotteriebude in Stade Hauptgegenstände der Volksbelustigung. Die Ausdrücke: „Se hett'n Bagel affschoten“ und „Se hett in'n Glückspott grepen“ stammen von den Schützenfeiern her.

Von einer Sitte, die auch bei uns im Bremisch-Verdischen bekannt war, berichtet Dr. Jungelaus aus einer zeitgenössischen Schilderung. Danach errichteten die jungen Leute auf dem Festplatze eine 60 bis 70 Fuß hohe, geschälte Tanne oder Fichte, die an der Spitze seidene oder baumwollene Tücher hatte. Wer sie herunterholte, den lohnte der laute Beifall der Zuschauer und dem gebührte im Tanzzeit der Sieger- und Ehrentanz.

Der 30jährige Krieg und die napoleonische Zeit wirkten verheerend auf die Entwicklung des Schützenwesens ein. In einer heimischen Gildenchronik ist verzeichnet, daß von 1612 bis 1649 nur acht Schützenfeste gefeiert wurden und von 1812 bis 1813 ruhten die festlichen Veranstaltungen, wegen obrigkeitlichen Verbots und anhaltender Kriagsunruhen. So sind die Akten unserer Gilden — genau so wie die Kirchenbücher — kulturgeschichtliche Dokumente und Quellen primärer Art. Besonders sind es die schweren und harten Zeiten mit ihren Kriegen, Plüten, Feuerbrünsten und Missernten, die an uns vorüberziehen, wenn wir als Begründung für die in den Listen stehenden Lücken lesen, daß die Schützenfeste nicht gefeiert werden konnten, wegen sonderlicher ungelegener Zeit, „Krieg“, „Pest“, „Blünderung“, „großer Feuerbrunst“, „hoher Wasserfuth“, wegen Mangel an Geld und schlechter Zeit.

Eine Neu belebung des Schützenwesens brachte die Zeit von 1848. Die unruhigen und unsicheren Zeiten veranlaßten die Städte, Flecken und

Dörfer zur Bildung von Bürgerwehren, aus denen dann neue Schützenvereine hervorgingen. Die 1848 in Zeven gegründete Bürgerkompagnie wurde z. B. 1855 in einen Schützenverein umgetauft. Das anfängliche Mißtrauen der Regierung gegen diese Neugründungen schwand bald und in Stade, Zeven, Neuhaus und Lehe wurden mit größtem Eifer Waffenübungen abgehalten. In der Spanhoff'schen Scheune oder in Grotians Garten in Lehe trat man sogar mit diesen Knüppeln an, weil nur drei Schützen im Besitze von Gewehren waren. In Zeven hatte man Flinten mit Feuersteinen, ja sogar noch etliche mit dem Pflanzenschloß. Für den Notfall standen Mistforken und Biden bereit. Dieser Zeit verdanken ihre Gründung die Schützenvereine in Lehe (1848), Stade (1848 bis 1854), Bremerhaven (1848), Geestendorf (1848), Alchim (1857), Hagen (1848). Andere wieder — wie Oberndorf (1906), Lamsfeldt (1886) und Wulsdorf (1861) sind jüngeren Datums.

Während sich die Bildung dieser Vereine verhältnismäßig leicht und reibungslos vollzog, hatten es die Gründer der Schützengesellschaft in Verden recht viel schwerer. Ein umfangreicher Schriftwechsel zwischen dem Kommandeur des königlichen Landdragonerregiments, dem Ministerium des Innern, dem Magistrat in Verden und der Landdrostei Stade (1837 bis 1841) gibt, wie die Akten im Hannoverschen Staatsarchiv ausweisen, darüber Aufschluß. Erst durch die nachdrückliche Unterstützung des Magistrats, durch den Hinweis auf die bereits bestehenden ländlichen Vereine und, durch die Feststellung, daß nur „sehr achtbare Bürger aller Klassen“ zur Schützengesellschaft gehören und „ein guter Geist und eine untadelhafte politische Gesinnung“ die Kompagnie beherrsche, läßt sich eine verbindliche Genehmigung des Statuts erreichen.

Diese Klippe innenpolitischer Hemmungen wußte der Gründer des Schützenvereins in Bederkesa (1834), der Hauptmann Böse, geschickt zu umgehen. Von vornherein stellte er fest: „Waffenübungen waren wol der Hauptzweck unserer Vorfahren bei Errichtung ihrer Schützenfeste. Die Unsrigen haben diese Bedeutung verloren.“ Sein Ziel ist lediglich, ein großes Volksfest zu schaffen. In seiner im Jahre 1837 verfaßten Schrift: „Das Schützenfest zu Bederkesa und die Schützengilde der Elbe und Weser“ (Verlag Bodwisch, Stade) begründete er ausführlich die Notwendigkeit der Abhaltung jährlicher Volksfeste großen Ausmaßes unter Teilnahme aller Stände, möglichst vieler Menschen der umliegenden Landschaften und vor allem auch der Behörden. Dabei ist es ihm gleich, ob im Mittelpunkt dieses Festes ein Vogelschießen, eine Pfingstfeier, ein Erntefest oder ein Wettrennen steht. Die Hauptsache ist ihm die Weckung und Pflege echter, reiner Volksfreude. Nach seinem Bericht schloß man im Holzzurburg nach dem Vogel und nach Sau, Flatter und Scheibe. Dazu kamen ein Feuerwerk, ein Schifferstechen auf dem See und Freilichtbühnen-Aufführungen aus der heimischen Geschichte. Das Fest sollte in den Dienst der Volkskunst (Chöre aus Opern), der Volksbildung (Vorträge), der körperlichen Erleichterung (Cricket, Ringreiten, turnerische Vorführungen), und der beruflichen Förderung und Aufklärung (Pferdeprämierungen) gestellt werden.

Schon im Jahre 1468 fand zu Ulm bei Gelegenheit eines Schützenfestes ein Pferdewettrennen statt, bei dem der Sieger ein „rot lombardisch Tuch bei 30 Gulden wert“ und der letzte Reiter eine lebende Sau erhielt, die zum Gelächter der Zuschauer mit dem Pferd zusammengebunden werden mußte. Man sieht, Böse knüpft bewußt an alte Sitten und Bräuche an — das Schifferstechen wird auch von Hamburg gemeldet — und sucht, ohne romantischen Uberschwang (siehe Malgrafenumzug), unter Verwertung alter Ueberlieferungen wertvolles Volksgut zu beleben und mit der Gegenwart in Einklang zu bringen.

Zudem äußert sich in allen Wettveranstaltungen der nicht nur im Kinde, sondern auch im Seelenleben des Erwachsenen vorhandene Kampftrieb, der sich im Gefühl der Spannung und der triumphierenden Siegersfreude entläßt. Die Meigung, Kraft und Gewandtheit zu messen, steckt unserer Bevölkerung tief im Blut. Daher die Wettrennen, Ringreiten, Wetttschießen, Wettspinnen und vor allem auch die Wettjagen nach den himmlischen Ausfahrten zum Dobrod und nach Heden dorf. —

In neuerer Zeit schlossen sich die Schützenvereine zu Verbänden zusammen: Unterweserschützenbund, Weser-Meer-Wälder-Schützenverband, Harzer Schützenbund usw. Unter Führung des Herzogs von Sachsen-Meiningen bildete sich im Jahre 1861 der Deutsche Schützenbund, der 1882 sein erstes deutsches Bundeschießen in Frankfurt am Main abhielt und das seitdem auch in Bremen (1865), in Hamburg (1909) und in Hannover (1872 und 1903) abgehalten wurde. Selbst nach Amerika ist von uns aus das Schützenwesen verpflanzt worden. Dem plattdeutschen Volksfestverein in Neu-York und Umgebung, jener großen Vereinigung, die niederländische Sprache, Sitte und Art pflegt, und die sowohl in ihrer zahlenmäßigen Stärke als auch in ihrer charitativen Bedeutung wohl einzig im Auslandsdeutschtum dasteht, gehören das Neu-Yorker Schützenkorps, das Neu-Yorker City-Schützenkorps, das Harlem Independent-Schützenkorps, das Dobotener und das Neu-Yorker Plattdeutsche Schützenkorps an.

Die Monsilienburg.

Von der Landstraße, die Beverstedt und Wellen verbindet, zweigt sich ein einsamer Heideweg ab. Er führt nach einem alten Erdwerk, der Monsilienburg. Sie liegt hart an der Lune und gehört zum Gut Wellen. Herrliche Eichen wachsen heute auf den hohen Wällen und in dem weiten Innenraum. Die Monsilie liegt auf einer sandigen Erhebung, die sich nach Westen vorschiebt. An ihrem Fuße fließt im Nordosten die Lune, im Osten und Süden ist eine sumpfige Niederung. Der stärkste Schutz war also im Westen erforderlich. An dieser Seite liegen daher vor der eigentlichen Burg drei starke Vordämme, die parallel laufen. Vor jedem Wall ist ein Graben. Das Innenwerk ist stark. Es hat die Form eines verschobenen Quadrats von 70 Meter Seitenlänge. Der

Hauptwall, der das Innenwerk umgibt, fällt noch heute durch seine Mächtigkeit auf. Er ist 21 Meter breit und 3,2 Meter hoch. Seine Verme ist 5 Meter breit. Vor ihr liegt ein Graben, der ursprünglich 12 Meter breit und 2 Meter tief war. Der Eingang zur Burg lag im Südwesten. Bei der Grabung konnte festgestellt werden, daß hier Wälle und Gräben aussetzten.

Ursprung und Name der Burg sind lange Zeit rätselhaft gewesen. Auch heute ist noch manche Frage ungelöst. Wegen der regelmäßigen Gestalt sah man die Anlage ursprünglich als römisch an. Davon kann aber keine Rede sein. In unserem Bezirk und weit darüber hinaus ist nicht ein einziges römisches Lager bekannt. Unverkennbar ist jedoch der iränkische Grundriß der Monsilie. Karl der Große legte auf seinen Eroberungszügen an den Land- und Wasserstraßen befestigte Plätze an, die es ihm ermöglichten, das eroberte Gebiet fest in Besitz zu nehmen und bei Unruhen mit einer fliegenden Truppe zu durchziehen. Solche „Königshöfe“ hat die Wälschenschaft auch in unserem Bezirk nachgewiesen. Ich nenne als Beispiele die Burg bei Altenwalde und den Königshof bei Sittensen. Die fränkischen Befestigungen zeigen einen einheitlichen Bau, der sich im Grundriß deutlich ausprägt. Des Hauptstück ist immer ein viereckiger Raum, der rings umhegt ist, und Platz für einen Gutshof bietet.

Trotz ihres fränkischen Grundrisses kann aber die Monsilienburg der karolingischen Zeit nicht angehören. Dagegen sprechen der ungemein starke Wall mit seiner breiten Verme und die vielen Vordämme. Burgen mit starkem Wall und breiter Verme gehören erst dem 10. und 11. Jahrhundert an. Das war die Zeit der Normannenzüge. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß sich die Normannen die Belagerungstechnik der Alken zu Nutze machten, um feste Plätze zu berennen. Ballisten, Katapulte und Sturmböcke (Widder) traten in Tätigkeit, um die Verteidiger von dem Wall zu jagen und diesen selbst zu brechen. Um ihn zu sichern, war es notwendig, ihn stark zu bauen. Gleichzeitig mußte er so angelegt werden, daß der vornehmende Sturmbock ihn nicht erreichen konnte. Dieser Zweck wurde durch die mächtige Verme und den breiten Graben erreicht.

Nach Schuchard erinnert die Monsilienburg an normannische Anlagen. Er weist sie in das 11. und 12. Jahrhundert.

Als die Osterfiedinger mit dem Erzbischof von Bremen in Fehde lagen, belagerten sie 1212 das Schloß in Hagen, eroberten das feste Haus Stotel und zerstörten die erzbischöflichen Festen Munzow und Sehusen. Die Munzow hat von Hohenberg als den alten Burgplatz Monsees oder Monsegen, das ist die Monsilie, nachgewiesen.

Danach ist die Monsilie zu Anfang des 13. Jahrhunderts eine erzbischöfliche Burg gewesen.

Heinrich Mahler.

Unsere „Grolanners“ auf der Walfischjagd.

Von Heinrich Mahmeyer (Bremerhaven).

Eine kürzlich durch die Presse gehende Notiz, nach der man von der Weser aus den Walfischfang wieder aufnehmen will, um so die riesige Jahresausgabe für Walöl in Höhe von 54 Millionen Mark nach Möglichkeit einzuschränken, regt uns an, einen Blick in den früheren Weser-Walfischfang zu tun.

Der Gegenwart will es kaum glaubhaft erscheinen, daß in den jetzt verfloßenen Jahrhunderten die arktische Jagd zeitweise einen Faktor bildete, der in das wirtschaftliche Leben unserer Unterweser recht bedeutungsvoll eingriff. Die gewaltigen Knochenüberreste des größten See-Säugetieres, die man noch heute hier und da (Friedhofseingang in Laugen) antrifft, haben dem flüchtigen Besucher oft nichts mehr zu sagen. Und doch haben wir in der Zeit von 1695 bis 1868 nicht weniger als 1554 Schiffe zu verzeichnen, die im Laufe dieser Jahre 3749 Wale und 590 038 Robben erbeuteten. Die Blütezeit dieses Betriebes scheint in der Zeit von 1716 bis 1725 zu liegen, als allein Bremer Reeder unter besonderem hanseatischen Schutz (Convoysschiffen) zwei große Segler fahren ließen, die einen Wert von 250 000 Thaler darstellten. Welche Gewinne solche Kapitalien aber oft einbrachten, läßt sich daraus schließen, daß im Jahre 1821 zwei Schiffe auf einer Reise zusammen einen „Segen“ (damalige übliche Bezeichnung) von 18 Wälen anwiesen, die einen Wert von 37 000 Thaler repräsentierten. Kein Wunder, daß im Jahre 1843 eine „Stedinger Kompagnie“ (Direktor von Buntel, Brake) ihren Aktionären eine Dividende von 65 Prozent zahlte. Freilich stehen diesen Erfolgen auch Zeiten des Rückganges und lähmender Verluste gegenüber, die mit den vielen Gefahren dieser Jagd, mit der allgemeinen Kaperei auf dem Meere und mit den Kriegsmahnahmen in engstem Zusammenhang stehen. Und als dann zu diesen Widerwärtigkeiten sich die Folgen eines wüsten Raubbaues in diesem Jagdzweige immer mehr fühlbar machten, versuchte man zwar diesen Ausfall durch weiteren Ausbau des Robbenschlagens auszugleichen, aber man zog es doch vor, sich immer mehr anderen Zweigen des aufblühenden Welthandels zuzuwenden, so daß die vier Schiffe, die man noch 1870 besaß („Hannover“, „Hudson“, „Albert“, „Bienenkorb“) nach und nach ihr stilles Ende fanden, und man die Trangevinung im wesentlichen den Norwegern überließ.

Verfolgen wir nun einmal eine solche Nordlandsreise, wie sie sich in der Mitte des verfloßenen Jahrhunderts abwickelte. Schon im Januar wurde in den Häusern der „Grolanners“, wie sie im Volksmunde hießen, eifrig zur Fahrt gerüstet, denn der grimmigen Kälte dort drüben konnte man am besten durch gestricktes Wollzeug und gute lederne Seestiefel begegnen. Ende Februar erfolgte dann die Anwerbung. Aus Delmenhorst, Lesum, Vegesack, Brake, Geestendorf, Bremerlehe und all den großen und kleinen Ortschaften des Unterwesergebietes kamen sie dann in dem von der betreffenden Reederei bestimmten Lokale zusammen: Kommandeur (Kapitän), Steuermann und Spedschneider erhielten neben dem Monatsgeld einen bestimmten Prozentsatz vom Gewinn zugesichert, während es der übrigen Mannschaft freistand, gegen einen

Monatslohn oder einen „Part“ (Gewinnanteil) zu fahren. Dann erfolgte das Vorlesen und Unterscheiden der Musterrolle. Durch eine bis in kleinste Einzelheiten aufgestellte Anordnung der Pflichten gewährte diese eine durchaus straffe Disziplin. („Wer sich nicht zum Gottesdienst einfindet, soll mit 24 Grosen bestraft werden.“) Zum Schluß wurden dann Kommandeure und Steuerleute zu einem Essen eingeladen, während das Schiffervolk sich bei Tanz und Spiel vergnügte. Mit einem Handgeld versehen ging dann jeder nach Hause, um sich nach wenigen Tagen zur Abfahrt einzufinden.

Das Schiff, ein äußerst starkes Fahrzeug, lag bereits im Flaggen-Schmuck auf der Reede. Seine Ausmaße mochten (größerer Typ) etwa folgende sein: 118 Fuß Länge, 30 Fuß Breite und 12½ Fuß Höhe. Der Steben war durch Eisenteile verstärkt, ebenso war der vordere Schiffskörper durch Eisenschienen gestützt. Der Fockmast, der zugleich der Träger der gewaltigen Hebevorrichtungen bildete, war von außerordentlicher Festigkeit. In den „Davits“ hingen acht Schaluppen (Boote) von je 8 Meter Länge. War die circa 50 Mann starke Besatzung an Bord, wurde bald der Anker gelichtet, und mit „Hurra“, oft begleitet von einem Böllerschuss ging's hinaus. Die Hinfahrt dauerte je nach den Windverhältnissen acht bis vierzehn Tage oder — noch länger. Zunächst hatte man sich durch die Region des „Padeises“ (Eisblöcke und Eisberge, die sich zur Sommerreise aus ihrer arktischen Heimat losgelöst hatten) hindurch zu arbeiten, bis man in die sogenannten Kläusen (freie Wasserflächen) kam. Wochenlang trieb man sich hier oft ergebnislos herum, verzehrte mittäglich von den grauen, grünen und gelben Erbsen, der geschälten Gerste, den weißen Bohnen und Sauertohl und was man so an Speck und Fleisch für acht Monate an Proviant verladen hatte, und bereitete alles sorgfältig für einen etwaigen Fall vor. So kam man allmählich nordwärts bis östlich oder westlich von Süd-Grönland. Besonders aussichtsreich war hier die Gegend um die große Eisinsel „Jan Mahen“. Da ertönt eines Tages aus dem „Krähennest“ (Tonne oben am Mast) der Ruf „Wal hörnt!“ Der wachhabende Offizier hat in der Ferne den typischen etwa 20 Meter hohen Wasserdampfstrahl gesichtet. Mit dem Antwortruf „Over all“ sind im Nu die schmalen, scharf gebauten Boote zu Wasser gelassen und auch bemant. Die Verteilung erfolgt schon vorher durch Los, da dasjenige Boot, das die erste Harpune mit Erfolg anbringt, eine Prämie von 10 Thaler erhält. Ein heißes Preis-Wettrennen geht los. Immer näher kommen sie dem Koloz. Mit äußerster Spannung schätzt der Harpunier vorn im Boot die abwechselnde Entfernung. Ein anderer sieht noch mal nach, ob die mehrere hundert Fuß lange Leine auch klarlaufen wird. Man ist auf 20 Schritte heran. Das arglose Ungeheuer läßt sich in seiner ruhigen Fahrt nicht beirren. Nun ist's so weit, nein noch nicht. Aber jetzt der Böllerschuss kracht, die Harpune sitzt ihm tief im Speck, die Widerhaken halten. Eine rasende Fahrt beginnt. Die Fangleine ist abgewickelt, her mit der Leine vom anderen Boot. Angespißt. Das dritte Boot! Nun jage, du lebendiger Schlepper, wir halten fest. Siehst du? Jetzt taucht er in die Tiefe. Hilft nichts, die Verfolger kommen ihm wieder näher. Fünf Minuten. Achtung! Jetzt kommt er wieder hoch. Gaf em de Lansen, Jungs. Zürn an Seiso langt em ol noch man'n Harbun' heinn. Das Meer färbt sich rot. Mehrere Stunden vergehen. Ein Ruf: „Wahrt Jo, de „Dotlaga“ sam!“ Im Todesampf weicht der Gewaltige das Meer mit unbeschreiblicher Kraft. Die Kräfte nehmen ab. Da legt der Riesensörper sich auf die Seite, die helle Unterhälfte wird sichtbar. Der Wal ist tot. Heran. Leinen werden ihm durch die Schwanzflosse gezogen. Mit vereinten Kräften und unter Hurrarufen wird er, der noch eben Schlepper war, zum Schiff geschleppt, und mit Jubelrufen wird hier die Beute von den Zurückgebliebenen empfangen. Nachdem der Riesenfisch gut „verstant“, beginnt emsige Arbeit. Langsamt steigen Speckmeister und Speckmeistermaat hinauf und stechen mit besonderen Spaten ein bis zwei Fuß dicke Längstreifen Speck ab, die dann mit Flaschenzügen losgerissen und an Bord gehiebt werden. Der „Schliffeister“ leitet hier das Verpacken in die vielen Fässer. Eine „fette“ Arbeit. Mit Rappeilen und Bartenmesser werden nun auch die Barten, (das spätere „Fischbein“) losgelöst. Und, bleibt noch Zeit, wird auch noch der Unterkiefer oder ein Rippenpaar als Jagdtrophäe mit übergeholt. (Die Knochen waren auch als Einfriedigungsmittel wegen ihrer Dauerhaftigkeit sehr begehrt.) Den übrigen Kadaver überließ man dann den Tieren der Eiszone, von denen die bestückelten das Abspucken schon oft nicht abwarten konnten und ihre Freigier mit dem Leben bezahlen mußten. Der erfolgreiche Tag wurde dann mit einem „Festessen“, bestehend aus heißer Biersuppe oder „Bruder im Sad“ (Mehlbeutel) beschloffen. „Dat sunn da up stahn“, denn es war ein „Segen“ von mehr als 20 000 Kilogramm Tran aus den Speck- und Lebermassen, der zusammen mit dem Ertrage aus Fischbein und Knochen einen Wert von 22 000 Mark darstellte.

Ließ eine derartige zweite Jagdbeute auf derselben Reise zu lange auf sich warten, dann begab man sich eines Tages in grauer Kleidung mit Eisviden an den Füßen und bewaffnet mit Knüppeln und Buffmessern auf das Eis und suchte eine Robbenherde auf. Bei einigem Glück konnte man an einem Tage mehrere Hundert von den harmlosen Tieren durch einen Schlag auf die Nase erlegen. Man machte dann einen Rundschnitt um den Hals, zog das wertvolle Fell mit der Speckschicht zusammen ab (abbuffen) und ließ den Rest ebenfalls liegen. Der Wert eines ausgewachsenen Tieres betrug etwa 5 Thaler.

Nicht selten wurde durch den appetitlichen Duft eines Schiffes ein Eisbär angelockt, der sich dann gemächlich der unbekannten Gefahr näherte. Man ging ihm entgegen, streckte ihn durch einen wohlgezielten Schuß nieder und ließ die bereit gehaltenen Knüffel, Buffmesser und Lansen sinken. Das Jagdergebnis war dann durch einen kostbaren Bettvorleger gekrönt. Noch größer war natürlich die Freude, wenn man diesen Pelzträger vom Boot aus durch einen Lassowurf einfangen und in einen stets mitgeführten Käfig bringen konnte. An dem Erlös von 150 Thaler beteiligte sich die ganze Besatzung. Immerhin ein gefährliches Unternehmen. Im Jahre 1857 wurden insgesamt 27 Eisbären erlegt.

Ging alles gut (daß man sich nicht mit Eisjagen loseisen mußte und

dergleichen), dann konnte das Schiff gegen Ende August wieder zurück sein. Das war eine Begebenheit im Dorfe. Ein Bote wurde vorausgeschickt, und „Hurra, de Grolanners komt wedder“ ging es von Mund zu Mund, das brachte Leben und — Geld. Und wenige Tage später sehen wir den kühnen Nordlandsjäger inmitten friedlicher Landarbeit.

„Glindeemoor“.

Von H. Fischen (Hörstolz-Schärmbed).

„Glindeemoor“ ist eine Dertlichkeit, die in der Heimatliteratur oft genannt und seit Jahrzehnten von unseren Heimatforschern gesucht wird. So tauchte auch kürzlich in unserer weitverbreiteten Heimatzeitschrift „Die Tide“ die Frage im „Glindeemoor“ auf. Veranlassung dazu gaben zunächst vor- und frühgeschichtliche Funde gelegentlich der Baggerung der Niederweser bei Brake und Rechtenfleth, sodann auch die Besprechung des neuen Werkes „Wikinger und Normannen“ von Karl Theodor Strasser durch Müller-Branel. Weiterhin beschäftigte sich der Verfasser des oben genannten Werkes mit unserer Frage im neuesten (19.) Heft des „Stader Archivs“. Da nun das vielgenannte Glindeemoor in unserer engeren Heimat gesucht wird, dürfte unsern Lesern ein kurzer Bericht über diese Angelegenheit erwünscht sein.

Glinde- oder Glindeemoor wird zuerst in der am Ende des 11. Jahrhunderts von Adam von Bremen verfaßten Hamburgischen Kirchengeschichte erwähnt. Im 9. und 10. Jahrhundert hatte nämlich das Land am Elbe- und Wesermündung unter vielen räuberischen Einfällen der Wikinger oder Normannen (auch Askomannen genannt) zu leiden. Der letzte Vorstoß erfolgte im Jahre 994. Damals wurden Elbe und Weser gleichzeitig von den Normannen bedroht, die Küsten besetzt, Dörfer und Gehöfte verbrannt und die Einwohner in Gefangenschaft geführt. Bei Stade gewannen die Wikinger eine blutige Schlacht und raubten und plünderten darauf das Land aus, bis endlich Herzog Bernhard von Sachsen und die Grafen von Stade einen Sieg über sie errschten. Bald war dann das letzte Wikingerschiff von der Elbe verschwunden.

Nun möge Adam von Bremen weiter berichten: „Der andere Teil der Askomannen, der weeraufwärts ans Land gegangen war und das Gebiet von Hadeln bis Lesum hin brandschakte, gelangte mit einer sehr großen Schar Gefangener an den Sumpf, der Glindeemoor heißt. Dort wurden sie von den Unfern, die ihnen nachsehten, angegriffen und alle bis auf den letzten Mann niedergemacht. Ihre Zahl betrug 20 000.“ Einen sächsischen Ritter, Herward, zwangen sie, den Führerdienst zu übernehmen, worauf er sie in Moor und Sumpf, eben in das Glindeemoor, brachte und sie dem Schwerte seiner Volksgenossen auslieferte.

Anzunehmen ist wohl, daß diese Abteilung der Normannen durch unseren Bezirk (vielleicht sogar zu Schiff: Lesum—Hammel) zu ziehen beabsichtigte, um sich mit dem anderen Teil des Heeres, von dessen Untergang man noch nichts erfahren hatte, zu vereinigen.

Wo kann nun unser „Glindeemoor“ liegen?

Trotz der ziemlich deutlichen Beschreibung durch Adam von Bremen sind da die merkwürdigsten Ansichten geäußert worden. Schon Peter von Kobbe weist in seiner Geschichte Bremen-Verdens (1824) auf Seite 113, Anmerkung, eine Behauptung zurück, nach der Adam von Bremen das holsteinische Glindeemoor im Amte Steinburg gemeint haben soll. Weiterhin erinnert eine Zuschrift der „Tide“ daran, daß noch bis etwa 1870 ein Moorgebiet bei Harburg, auf dem später der Ort Moorburg entstand, den Namen Glindeemoor führte, und tatsächlich sollen gewisse Hamburger Forscherkreise geneigt sein, hier den Ort der Normannenschlacht zu suchen. Von anderer Seite wird dieser Gedanke aber entschieden bekämpft.

Sodann glaubte man, die Silbe „glinde“ als eine Ableitung aus dem Slawischen ansehen zu sollen; denn dort heißt glina = Lehm. Nun gibt es beim Orte Plattenwerbe im Kreise Blumenthal ein Gelände „Der Glinde“, das tatsächlich lehmhaltigen Boden hat, so daß auch eine Tonfabrik sich einen Teil des Grundstücks sicherte. Auf diesem „Glinde“ soll nun die fragliche Normannenschlacht stattgefunden haben. Auch diese Annahme birgt wenig Wahrscheinlichkeit in sich; denn der Platz ist viel zu nahe an der Weser, dazu in einer ziemlich hohen Gegend gelegen, die durchaus weder Sumpf noch Moor herbergt.

Wenn Adam von Bremen die Normannen bis Lesum oder Lesmona vordringen und von dort „an den Sumpf, der Glindeemoor heißt“, gelangen läßt, so kann man eigentlich nur an die sumpfigen Niederungen zwischen der Niederweser und der Oste denken, wenn man den Ort der Normannenschlacht suchen will, und in der Tat gibt es dort passende Dertlichkeiten. Der Nordostrand des sogenannten Teufelsmoores heißt noch heute „Glinstermoor“, nämlich nach der auf dem Oestrande im Kreise Zeven gelegenen Ortschaft Glinstedt, die noch im 1280 Glindefete hieß. Aus „fete“ wurde später „stedt“, beides: Sitz, Wohnstätte bedeutend. Die mitteleuropäische Bezeichnung „glinde“ sagt so viel wie = Hofumzäunung, Battenzaun. Also hieße der Ortsname Glinstedt: Eingefriedigte Wohnstätte, auch vielleicht: Bergeort, Burg (am Rande eines Moores). Wäbekindt schreibt in seiner Heimatkunde des Kreises Zeven: „In Glinstedt erzählt man noch jetzt, daß in alten Zeiten 10 000 Heiden in den See und ins Moor getrieben und dort umgekommen sind.“ Nun bedeutet eine Sage aus dem Volksmunde selbstverständlich noch nicht einen Beweis für eine geschichtliche Frage. Aber andererseits darf der Geschichtsforscher nicht achtlos an dieser volkstümlichen Ueberlieferung vorübergehen, sondern er muß vielmehr versuchen, durch Beobachtung und Auswertung aller Funde im „Glinstermoor“ seine Annahme zu erhärten. Würden z. B. im Moor Waffen und Geräte, die einwandfrei als normannisch anzusprechen wären, gefunden werden, so könnte man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, hier den Ort der Normannenschlacht vor sich zu haben.

Als weitere Dertlichkeit käme noch in Frage das Dorf Glinde, westlich von Bremerbörde, am Nordwestrande des Spredener Moores gelegen. Müller-Branel erinnert hier an Waffensunde, die man vor etwa 40 Jah-

ren in Glinde machte. Leider hat man damals die Funde nicht ausgewertet, und augenblicklich weiß man nicht einmal, wo die Sachen geblieben sind. Bei dem Orte Fellersheim, im Moore nordwestlich von Bremerförde, soll zudem Müller-Brauel ein (Wikinger-) Schiff unter dem Moore entdeckt haben, das allerdings noch immer der Ausgrabung harret. Straffer ist der Ansicht, daß keine andere Gegend das „Glindeemoor“ Adams von Bremen sein kann, als eben die Moorgegend zwischen Hamme und Oite. Ob nun Glindest oder Glinde oder beide zusammen in Frage kommen, ist von untergeordneter Bedeutung. Es wäre durchaus glaubwürdig, daß sich eine Schlacht, in der 20 000 Mann umkamen, sehr gut über eine Strecke von 15 Kilometer (= Entfernung Glindest—Glinde) hinziehen konnte. Hoffen wir, daß es baldigst gelingt, mehr Licht in diese Frage zu bringen.

Alte heimatlische Verordnungen gegen die Zigeuner.

Aus Anlaß der jüngst durch die Presse gegangenen Nachricht von einer wahren Zigeunerplage im Kreise Achim und den angrenzenden Gebieten dürfte es die Leser interessieren, wie man früher in unserer Heimat mit Zigeunerbanden verfuhr. Eine alte Verordnung der Hannoverschen Regierung vom 30. November 1709 und eine etwa zehn Jahre spätere für die Herzogtümer Bremen und Verden vom 31. Januar 1719 enthalten hierzu grundlegende Maßregeln. Den Zigeunern war damals die Ein- und Durchreise untersagt. Wo sie erschienen, mußten sie von Amts wegen eingesperrt werden. Benachbarte Ämter hatten auf Anruf sofortige Hilfe zu leisten. Wenn Militär in der Nähe lag, sollte erforderlichenfalls sofort die „Soldatesque requirirt“ werden. Die Offiziere mußten unverzüglich Folge leisten. Bei Gegenwehr durfte von der Schußwaffe fleißig Gebrauch gemacht werden. Nach Ergebung der Zigeuner erfolgte die Herausgabe sämtlichen Raubgutes.

Alle Kinder unter zehn Jahren nahm man ihnen und brachte sie bei christlichen Leuten in Pflege und Erziehung. Für sämtliche Unterhaltungskosten sorgte die Regierung. Ihr Streben ging dahin, daß solche Zigeunerkinder später ein ehrliches Handwerk erlernten.

„Alle Kerle, so zu keiner Arbeit mehr tüchtig und Weiber über 25 Jahre, sowie Weiber Leuthe unter 25 Jahren und Knaben, welche noch keine schwere Arbeit thun konnten, wurden, nachdem sie zuvorst das Land verschworen, aus dem Lande gejagt.“ Damit sie sich nicht so leicht wieder zusammenrotten konnten, trieb man sie an verschiedenen, weit voneinander gelegenen Stellen einzeln über die Grenze. Zurückkehrende sollten „ohne Gnade mit dem Strang vom Leben zum Tode gebracht werden“.

„Ältere und gesunde Manns Leuthe“ lieferte man von Amt zu Amt zu lebenslänglicher Zwangsarbeit entweder nach Lüneburg oder nach Sameln. (ad operas publicas condemniret.)

Landeseinwohner, die Zigeuner „hausten“ (beherbergten), verfielen in eine Strafe von mindestens 10 Reichstalern, und Beamte, die in der Zigeunerverfolgung nicht ihre volle Pflicht erfüllten, hatten geringstensfalls eine Geldbuße von 50 Reichstalern zu gewärtigen.

Am Schlusse der beiden Verfügungen heißt es wörtlich: „Damit nun dieses zu jedermannlichem Notiz komme, sollen desfalls an den Grenzen Pfähle gesetzt und ihnen die beim Eintritt in diese Lande zu erwartende Leibes- und Lebensstrafe darauf angedeutet werden, auch es sonst gewöhnlicher Orten öffentlich angeschlagen und von denen Ratheln verlesen werden.“ J. S.

Ein heimatlisches Verbot des „Tobad-Rauchens aus offenen Pfeifen“.

Die „alte, alte Zeit“ hat in bezug auf das Tabakrauchen sicher manche Verordnung erlassen, die uns heute lächerlich und überlebt vorkommen mag. Eine nunmehr über 200 Jahre alte hannoversche Verfügung sände aber auch für unsere Tage deshalb ihre Berechtigung, weil nachgewiesenermaßen durch das Tabakrauchen gar oft verheerende Brände entstehen und große Werte vernichtet werden.

Anlaß zur Veröffentlichung des nachstehenden, wörtlich angeführten Verbotes vom „Tobad-Rauchen aus offenen Pfeifen“ hatte der wahrscheinlich durch „ohnvorsichtiges Schmauchen“ entstandene große Brand von Sulzingen im September 1719 gegeben, der den ganzen Ort vernichtete. Es heißt: „Ob wir zwar durch verschiedene nach und nach ausgelassene und geschärfte Verordnungen, der Gefahr, welcher aus dem ohnvorsichtigen Tobad-Rauchen herrühret, zu begegnen bemühet gewesen, dennoch der verlangte Effect dadurch nicht erreicht werden möge, vielmehr sich dieser Tage hervorgethan, daß dadurch im Flecken Sulzingen eine plötzliche Feuers Brunst entstanden, und der ganze Ort in einer Stunde in die Asche gelegt worden, solches Alles aber daher zu rühren scheint, daß die Schmaucher bei der Arbeit sich hin und herbewegen und solchergestalt leicht etwas von dem brennenden Tobad verschütten und dadurch den Brand verursachen: So erachten wir der Nothdurft zu seyn, eingangs gedachte Unsere Gegend das zu ungebührlichen Zeiten und Örten vornehmende Tobad-Rauchen gemachte Verordnung nicht allein zu wiederholen, sondern auch forder zu befehlen, daß keinem erlaubt seyn solle, ohne Unterschied an wies Örten und Enden es seyn möchte, auch in denen Stuben Tobad zu rauchen ohne auf dem Kopf der Pfeifen eine Kapsel von Blech oder anderen Metalls zu haben, worinnen oben im Boden sich kleine Löcher befinden, wodurch nicht leicht eine brennende Kohle kommen, hergegen aber die Luft bringen, und der Tobad brennen kann, bey

2 Thaler Straffe sooft Jemand betroffen wird, welcher rauchet, und die Kapsel nicht aufstecket, welches zur Halschaid dem Denunzianten und die andere Hälfte der Obrigkeit des Ortes zufallen soll. Gestalt denn alle und jede Obrigkeiten und welche in Unserem Namen zu gebieten und verbieten haben, darüber mit allem Ernst und Nachdruck halten und die Wirtshäuser und Krüge zum öfteren visitieren zu lassen, inmaßen denn auch der Wirt und Krüger, welcher zugiebet, daß in seinem Hause, ohne dergleichen Kapsel auf der Pfeiffe zu haben, gerauchet wird, jedesmal mit gleichmäßiger Straffe belegt werden soll und damit es zu Jedermanns Wissenschaft komme, soll es gewöhnlicher Orten öffentlich angeschlagen werden. Urkundlich Herrenhausen, 21. September 1719.“ J. S.

Die Zinsumer Erztaufe.

In Nr. 3 (Jahrgang 1929) dieses Blattes habe ich in einem Artikel „Die Zinsumer Erztaufe“ überschrieben, gegenüber Mitthoff (Kunstidentmaler im Hannoverschen, Band V) unter anderem den Standpunkt vertreten, daß das Taufbeden aus dem Jahre 1384 (nicht 1284) stamme und auch diese Jahreszahl trage.

Ich muß heute diese Auffassung aufgeben. Zu der falschen Lesart bin ich gekommen, weil sämtliche Inschriften am Kessel sehr un deutlich gemacht und außerdem in Spiegelschrift gehalten sind. Nun hat kürzlich Regierungsbaumeister Nieder (Hannover), der im Auftrage der Provinz alle im Norden Hannovers vorhandenen Altertümer, die Denkmalswert haben, aufnimmt und registriert, von der Zinsumer Taufe genaue Abdrücke in Plastik gemacht und mit Gips ins Positive überseht. Da ist ganz deutlich zu sehen, daß es nur zwei geschlossene CC sind und nicht etwa drei. Es muß also 1284 heißen. In diese frühe Zeit führt uns auch die Erwägung, daß die Inschriften an den Wandungen in gotischen Majuskeln gehalten sind. Die Majuskeln sind bereits um 1350 außer Übung gekommen und den Minuskeln gewichen. Dagegen gehört der Schild, den ein Jüngling hält, offenbar einer späteren Zeit an. Dafsir sprechen neben anderem die gotischen Minuskeln am Kopsende des Schildes. Pastor Haase.

Die goldene Wiege in der Pipinsburg.

An der Straße von Sievern nach Solzfel liegt rechter Hand die bekannte Pipinsburg. In ihrem Schoße ruht eine goldene Wiege. Davon weiß die Volkssage mancherlei zu berichten. In der geheimnisvollen Johannismacht kann sie durch drei Männer, die alle mit Vornamen „Johann“ heißen müssen, gehoben werden, doch darf kein Wort dabei gesprochen werden, und keiner darf sich umsehen. Wo goldene Schätze winten, pflegen auch die Schatzgräber nicht zu fehlen. Einmal taten sich drei Männer, die alle Johann hießen, zusammen, um die Wiege zu heben. Als der Schleier der Johannsmacht sich über die schlafende Erde breitete, schlichen sie heimlich nach der alten Burg. Unterwegs gelobten sie feierlich, bei der Arbeit kein Wort zu sprechen und den Blick nicht abzuwenden.

In der Mitternachtsstunde gingen sie mit großem Eifer ans Werk. Es schien zu gelingen, denn bald stießen die Spaten auf etwas Hartes, das im Mondschein goldig blinkte. Eine freudige Erregung kam über die Schatzgräber, die noch eifriger die Spaten rührten. Mehr und mehr trat das goldene Gerät zutage. Da — der Teufel mußte es ihm eingegeben haben — sagte einer der Männer, indem er mit der Hand auf den Weg zeigte: „Rieft dor den'n Hauwagen mit twee Eheßs (Störche) dorva!“ Von Neugierde geplagt, sahen die beiden anderen sich um. Im gleichen Augenblick sank die Wiege in die Tiefe, wo sie heute noch ruht.

Bücherschau.

* „Neuwerk und Rugelbaal“. Das neue Büchlein, das der Stader Heimatverlag, Karl Krause, soeben herausgibt, dient vornehmlich dem Zweck, ein wertvolles Stück niederdeutscher Literatur der Allgemeinheit wieder zugänglich zu machen und die Erinnerung wachzurufen an einen der fruchtbarsten Heimatdichter Niedersachsens. Denn, obwohl die Novellensammlung Heinrich Smidts „Winnen der roten Sonne“ erst im Jahre 1865 herausgekommen ist, sind nur noch ganz wenige Exemplare dieser Ausgabe vorhanden. Die Erzählung „Neuwerk und Rugelbaal“ ist dieser vierbändigen Novellensammlung entnommen und gibt ein kulturgeschichtlich hochinteressantes Bild aus dem Leben an der Mündung des Elbstromes. Die ungemein spannende Handlung wird nicht nur den niedersächsischen Leser von Anfang bis zum Schluß fesseln, sondern auch dem mit den niederelbischen Verhältnissen nicht vertrauten Binnenländer wertvolle Aufschlüsse über Leben und Treiben am Strande der Nordsee bieten. Es ist zwar nur eine kleine Probe aus der reichen schriftstellerischen Tätigkeit des niedersächsischen Autors, dessen Leben und Schaffen in dem Vorwort zum neuen Stader Heimatbuch ausführlich geschildert wird, aber sie charakterisiert seine schriftstellerische Eigenart so erschöpfend, daß der Verfasser, der am 18. Dezember 1789 in Altona geboren wurde und am 3. September 1867 in Berlin starb, auch in dieser einen Erzählung aus dem großen Novellenband in den Herzen vieler dankbarer Leser weiterleben wird. Zweifellos wird niemand das neue Stader Heimatbuch aus der Hand legen ohne von dem Bewußtsein durchdrungen zu sein, daß mit dieser literarischen Wiederausgrabung der niedersächsischen Heimatkunde ein großer Dienst erwiesen wurde. — „Neuwerk und Rugelbaal“ ist als Heft 17/18 in der Reihe der Stader Heimatbücher erschienen. Das Doppelheft kostet 60 Pfennig.